

Losenheim 1959

Wenn man nur genügend lange die Luft auf dem Planeten Erde ein- und ausgeatmet hat und viel unterwegs war, dann führt dies unweigerlich dazu, dass ein Berg angehäuft wurde, ein Berg von Erinnerungen. Man kann von einem Schatz sprechen, der gehortet wurde: ein Berg mit Schätzen an Erinnerungen. Diese Erinnerungen sind mit Orten verknüpft, an denen man etwas erlebt hat, an denen Begegnungen stattgefunden haben. An manchen Orten fanden Ereignisse statt, die alles Spätere beeinflussten, an anderen fielen wichtige Entscheidungen. Es gab Trennungen, Verluste.

Gelegentlich bedeutet der Wust von sich überlagernden Erinnerungen eine Belastung. Ja es kann sogar so weit kommen, dass die Gegenwart zur Bedeutungslosigkeit verkommt angesichts überwältigender Gefühle im Zusammenhang mit zurückliegenden Geschehnissen. Man fragt sich, ob Chancen seinerzeit genützt wurden, ob von den Handlungsmöglichkeiten die richtige verwirklicht wurde. Aber man sollte nicht zu sehr mit sich ins Gericht gehen. Heute weiß ich, welche Folgen meine Handlungen hatten, aber damals war dies noch nicht so klar.

Ganz besondere Erinnerungen sind solche, die zeitlich weit zurück führen. Wie war das, als ich zum ersten Mal in diese oder jene Gegend kam, als ich zum ersten Mal dieses oder jenes Tal besuchte? Zweifellos sah ich damals alles mit ganz anderen Augen. Ich hatte noch keine Beziehung zu alledem aufgebaut. Die Bäume, Wiesen, Sträucher waren noch keine guten Bekannten. Felsformationen sagten mir nichts. Die Wege - ich wusste nicht, wie sie beschaffen waren, wohin sie führten. Alles fremd, alles seltsam. Wenn es in eine Ecke ging, hatte ich keine Erwartung. Später wurde ich süchtig. Je mehr ich um Ecken gegangen war, umso begieriger zu wissen wurde ich, wenn eine neue Ecke auftauchte. Aber das war erst viel später.

Ich war knappe sechs Jahre alt, als mich mein Vater zum ersten Mal auf den Schneeberg mitnahm. Das war im Herbst 1959. Ich besuchte damals die erste Klasse der Volksschule in der Phorusgasse in Wien. Wir saßen an viel zu großen, mit blauer Tinte bekleckerten Bänken, in denen Tintenfässer steckten. Die Böden waren mit einem braunem Öl eingelassen. In den Pissoiren herrschte ein strenger Phenolgeruch. Der ging vom schwarzen Teeranstrich der Wände aus. Ich fühlte mich hier unter der Obhut meiner gewichtigen Lehrerin recht wohl, lernte eifrig. Trotzdem konnte ich das Läuten am Samstag Mittag kaum erwarten. Der Samstag Nachmittag versprach immer etwas Besonderes, einen Besuch bei meiner geliebten Großmutter in Hütteldorf, ein Fußballspiel im Überschwemmungsgebiet der Donau oder Kastaniensammeln beim Lusthaus im Prater.

Nichts von alledem war für jenen Samstag geplant, von dem ich zu berichten habe. Das Ziel war der Schneeberg, für die Wiener der höchste Berg weit und breit. Meine Mutter hatte Büroarbeit zu erledigen, mein Bruder war noch zu klein für so eine Bergtour. Ich durfte also alleine meinen Vater beim Gang auf seinen geliebten Schneeberg begleiten.

Schon die Abfahrt vom Südbahnhof war aufregend. Ich erinnere mich noch, wie ich ängstlich im Abteil einen Zuges auf das Einsteigen meines Vaters wartete, der unbedingt noch zu vor der Abfahrt eine Zeitung kaufen musste. Wie kann man wegen einer Zeitung alles aus Spiel setzen?

Mehrfach mussten wir umsteigen. Ab Leobersdorf war Dampfbetrieb. Im Bahnhof Wöllersdorf standen gleich mehrere fauchende Ungetüme von Dampflokomotiven anfahrbereit. Schließlich ging es Ruck um Ruck gebirgswärts.

Großen Eindruck machte auf mich die Felsmauern der Hohen Wand, an denen der kurze Zug verbeifuhr. Beinahe wären wir bei der Haltestelle von Oberhöflein ausgestiegen. Mein Vater schwärmte von Steigen mit Leitern und Klammern auf dieser „Hohen Wand“. Ich wollte das jetzt und gleich erkunden.

Die nächste Station war Grünbach. Dort faszinierten mich die Bergbauanlagen. Ich bestaunte die Seilbahn mit den kleinen Wägelchen, ich schaute auf die riesigen Räder an den Förderschächten, auf die gewaltigen Halden tauben Gesteins, auf die Arbeitersiedlungen. Mein Vater erzählte mir von den gefährlichen Arbeitsbedingungen im Steinkohlebergbau, von den Schlagenden Wettern, von der Hitze in den in den fast 2000m unter Tag liegenden Strecken. Ich nahm mir vor, das alles einmal genauer anzusehen. Dazu sollte es nicht kommen, nur wenige Jahre danach war der Kohleabbau von Grünbach bereits Geschichte und die Anlagen geschleift.

Als wir in Puchberg ankamen, dämmerte es. Nieselregen und ein unangenehmer Wind empfingen uns und begleitete uns auf der Straße nach Losenheim. Herbstzeitlose säumten die Wiesen. Die grauschwarzen Gummi-Regenmäntel kamen zum Einsatz, sollten gegen den Sturm schützen. Ich fror dennoch. Nach einer halben Stunde in Finsternis und Kälte holte uns ein Traktor mit einem Anhänger ein. Wir durften auf Säcken auf der Ladefläche ein Stück mitfahren. Vom Schneeberg war nichts zu sehen. Nebel.

Wir übernachteten im Gasthaus Gscheider.

Glanzvoll war der Morgen. Er war kühl, aber sonnig. Wunderbar war der schmale Pfad hinauf zum Sattel unter der Sparbacherhütte. Der gestrigen Regen im Zusammenspiel mit der wärmenden Sonne hatte etliche Feuersalamander zu einem Sonnenbad auf den Steinen am Weg veranlasst. Unheimlich erschienen mir diese Tiere wegen ihrer merkwürdigen gummiähnlichen Haut.

Die Bäume wurden kleiner, zerzauster, der Weg steiniger. „Wir kommen nun in die Baumgrenze“, sagte mein Vater. Der Blick wurde freier, die Aussicht erstaunlich. Unter uns wuchsen die Schuttfelder – und die Tiefe. An einem scharfen Eck knapp unter den Fadenwänden nach einer langen Querung ist sie plötzlich da: die Angst. Ich habe schreckliche Angst vor der Tiefe. Ich habe das Gefühl, die Tiefe würde mich hinabziehen, ich könnte auf den rollenden Steinen keinen Halt finden, der Pfad wird mir zu schmal. Auch für die Hände sehe ich keine Möglichkeit einen festen Griff zu fassen. „Halte mich, bitte!“ schreie ich. Ohne die Hilfe der führenden Hand meines Vaters, ohne sein Zureden wäre ich hier nicht weiter gekommen. Danach war der Bann gebrochen. Zügig ging es weiter aufwärts und bald standen wir am Rand der Hochfläche.

Wohlthuend war es nun über die weichen Matten zu gehen. Während des nunmehr weniger abwechslungsreichen Anstiegs zum Gipfel verkürzte mir mein Vater die Zeit mit Erzählungen von seinen zahlreichen Schneebergbesteigungen. Was hätte er als Arbeitsloser auch schon anderes machen können als auf den Schneeberg zu gehen? Er war mit dem Fahrrad bei jeder sich bietenden Gelegenheit von Lanzendorf nach Losenheim gefahren, hatte beim Gscheider sein Rad versteckt und war losgetrabt. Die Nächte hatte er auf Hütten und in Heustadeln verbracht. Hungrig und ohne einen Groschen im Hosensack war er wieder heimgeradelt. Er

erzählte mir, dass er auf einer solchen Fahrt nach Hause einen ganz großen Schrecken bekommen hatte, waren doch auf zahlreichen Häusern Hakernkreuzfahnen aufgesteckt und auch auf den Straßen Hakenkreuze aufgemalt. Und er wusste doch, die Hakenkreuze waren verboten. Was war passiert? Er traute sich nicht jemanden zu fragen. Es wurde ihm immer unheimlicher, bis er erfuhr, dass während seiner Schneebergtour die Regierung das Verbot der NSDAP aufgehoben hatte.

Diese Art von Geschichten hörte nicht sehr gerne. Hakenkreuze waren für mich mit Krieg verbunden und Krieg mit Bomben und Bomben mit Zerstörung und Tod. Von Bomben zerstörte Häuser konnte ich auf dem täglichen Schulweg sehen. Außerdem war ich in einer Wohnung aufgewachsen, die schwer von einem Bombentreffer geschädigt worden war. Viel zu oft träumte ich von abstürzenden Flugzeugen, von brennenden Häusern. Da ich eben mit dem Lesen begonnen hatte, konnte ich auch die in riesigen Lettern geschriebenen Botschaften auf den Wänden unter so manchen Brücken buchstabieren: „NIE WIEDER KRIEG!“ Schon die Art, wie diese Buchstaben geschrieben waren, hatte mich überzeugt, dass es dem Schreiber ernst gewesen war, als er die Buchstaben mit weißer Farbe, so groß es nur ging, auf den Beton malte.

Weg mit den Schatten.

Oben beim Fischerhaus war alles sehr friedlich. Nach einem „Krachler“ ging es hinunter zum Hotel Hochschneeberg und zur Zahnradbahn. Ich wollte unbedingt mit der Bahn weiter fahren. Wie es mein Vater angestellt hat, dass wir noch Platz im überfüllten Waggon gefunden haben, weiß ich nicht mehr. Vielleicht durten wir im Dienstabteil mitfahren. Wenn ich mich recht erinnere, hat er nicht einmal etwas dafür bezahlt. Aber so war das nun einmal anno 1959. Einiges war damals noch möglich, das später undenkbar war.

Nov. 08